



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Wochenschau.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

ist, daß wir uns in Conspirationen einlassen, denn nur einfältige Menschen conspiriren. Vor allen Dingen müssen wir dabei einen Fehler vermeiden, in den wir nur gar zu leicht verfallen. Zur Gemeinschaft der Partei gehört Uebereinstimmung in den Hauptsachen; wir sind aber im Gegentheil nur zu geneigt, das Hauptgewicht auf die Uebereinstimmung in irgend einer Nebensache zu legen, die uns gerade für den Augenblick am Lebhaftesten beschäftigt, und wir sind in dieser kritischen Aufmerksamkeit am Schärfsten gegen Diejenigen, die uns am Nächsten stehen. Wir sind augenblicklich bei der Hand, jede Gemeinschaft aufzukündigen, sobald unser Nachbar nicht Homiosios, sondern Homusios sagt; wir müssen uns daran gewöhnen, den Inhalt unsrer persönlichen Ueberzeugung einem allgemeinen Inhalt unterzuordnen, weil nur durch gemeinsames und daher bedingtes Wirken auch das bescheidenste Ziel erreicht werden kann. Zu Hardenberg's Zeit stritten sich auch die Staatsmänner, die der liberalen Partei angehörten, auf eine leidenschaftliche Weise um Nebensachen, bis der Streit so weit ging, daß der Cinea aus Rancune gegen den Widerspruch seiner bisherigen Freunde sich mit der Reaction verband, und die andern vom Schauplatz abtraten. Möge uns das eine Warnung sein! † †

W o c h e n s c h a u.

Wanderungen durch Südamerikanische Republiken, von Georg Byam. Aus dem Englischen von Lindau. Dresden, Runge. — Wir haben aus der frühern Schrift desselben Verfassers: „Wildes Leben im Innern von Centralamerika“, bereits einige Mittheilungen gemacht, aus denen man über die frische und lebendige Darstellung, so wie über das gründliche Studium, mit welchem der Englische Reisende die Sitten und Gebräuche, die politischen und socialen Einrichtungen, so wie die physische Beschaffenheit des Landes beobachtet hat, sich ein Urtheil bilden konnte. Die gegenwärtige Schrift, welche die Reise durch Chile und Peru beschreibt, ist nicht minder interessant. Wir theilen zunächst die Bemerkungen über die Verfassung der ersten Republik mit, weil sie so eigenthümlich ist, daß unsre principiellen Republikaner auch aus diesem Beispiel entnehmen können, wie in dem bloßen Namen der Republik immer noch nicht die Lösung Aller politischen und socialen Probleme steckt. —

„Die einzige Aehnlichkeit mit einer Republik liegt bei dieser Regierung im Namen, während sie streng genommen Nichts weiter ist als eine Oligarchie mit einer ungeheuren wirklichen Feudalmacht; diese Macht liegt in den Händen Weniger, und diese Wenigen sind die Häupter der Geistlichkeit, so wie auch die Grundbesitzer, die Eigenthümer großer Güter und ungeheurer Rinderheerden. Diese Eigenthümer der „Haziendas“ sind in demselben Grade Eigenthümer der Bauern, wie der Feudalherr Eigenthümer seines Leibeigenen war; aber die Verpflichtung und die Macht sind allerdings ganz anderer Art, denn der Grundbesitzer in Chile fußt auf Nichts weiter als auf jener Macht, welche ein in der ganzen Welt anerkanntes Gesetz ihm giebt — nämlich das Gesetz in Betreff

des Schuldners und Gläubigers. Städte und größere Ortschaften mögen diesem Einflusse weniger ausgesetzt sein; aber auf großen Besitzthümern ist er wirklicher Feudalismus.

Ich hielt mich einige Zeit bei einem Freunde auf, der ungefähr hundert Meilen südlich von der Hauptstadt Santiago eine sehr große Hacienda besaß, und benutzte diese Gelegenheit, mich mit der Art und Weise bekannt zu machen, wie die Besitzung geleitet wurde. Die jährlichen Einkünfte beliefen sich über 60,000 Dollars, und meines Freundes Reichthum hatte sich durch die bedeutenden Summen, welche er alljährlich zurücklegte — denn seine Ausgaben betrugen kaum den vierten Theil seiner Einnahmen — sehr ansehnlich vermehrt.

Die Bevölkerung eines solchen Besitzthums wird selten nach der wirklichen Seelenzahl berechnet. Alte und schwache Männer, Frauen und Kinder werden bei der Zählung übergangen, und der Eigenthümer der Besitzung kann zuweilen sagen: „Es sind tausend Mann bereit, auf meinen Ruf zu Pferde zu steigen.“ Die meisten dieser Leute sind zwar zu Dienstleistungen verpflichtet, werden aber dafür nie mit Geld bezahlt, sondern der Besitzer giebt ihnen ein Stück Land, das sie bebauen. Will der „Peon“ oder Bauer Weizen säen, so verleiht ihm der Patron mit Samen, den er zur Erntezeit zurückgeben muß. Für dieses ihm überlassene Land muß der Peon seinem Grundherrn alljährlich eine gewisse Anzahl von Arbeitstagen leisten, und die Einberufung zu solchen Dienstleistungen ist lediglich dem Belieben des Eigenthümers oder seines „Major-domo“ überlassen. Wird mehr Arbeit verlangt, als die Bauern zu leisten verpflichtet sind, so erhalten sie dafür eine gewisse Entschädigung an Geld oder Waaren. Die Löhne sind sehr gering, und der Arbeiter kann Geld oder Waaren beanspruchen, wie es ihm beliebt. Im Anfange wird er allerdings die Wahl haben, aber schon in kurzer Zeit wird er wahrnehmen, daß er keine mehr hat. Außer den oben erwähnten Dienstleistungen muß der Bauer alljährlich einmal auf einige Tage sein Pferd besteigen, und seinem Herrn bei dem großen jährlichen „Rodeo“ behilflich sein. Da aber diese Tage von jedem Chilenischen „Guasso“ für eine Zeit der Belustigung gehalten werden, so gilt dies eben nicht für eine lästige Verpflichtung. Er hat aber außerdem auch jedes Mal sein Pferd zu besteigen, so oft die Rinder von einer Weide auf die andere getrieben werden, und muß zur Herbstzeit bei dem Ausdreschen oder vielmehr Austreten des Getreides behilflich sein. Endlich muß er aber auf jeden Befehl seines „Patrons“ bereit sein, sein Pferd zu besteigen. Unter solchen Umständen führen die „Peons“ ein ziemlich ungemächliches und ungewisses Leben. Jeder Grundherr oder Landeigenthümer hat auf seiner „Hacienda“ einen Kramladen, in welchem alle nützliche Gegenstände, deren ein „Peon“ bedarf, zu verkaufen sind. Hier giebt es „Charque“ oder geräucheretes Rindfleisch, Lichter, Karrenschmiere, Jacken, Beinkleider, Beutel, Säcke, Stiefel, Schuhe, Leinwand, Kaliko, Knöpfe, Zwirn, Nadeln, so wie Sättel, Satteltaschen, Sudaderos, Gebisse, Zügel und ungeheure Spornen, eben so aber auch Versuchungen in der Gestalt von Mouffelin, Gaze, Französischen Ohrringen und Halsketten und alle jene Luxusgegenstände, die für das (nur im Vergleich) schönere Geschlecht von Reiz sein können. Die ersten Gegenstände, nach welchen ein Chilenischer Guasso trachtet, sind ein schöner Sattel und gute Felle oder Satteldecken für sein gewöhnlich gutes Pferd, ein verziertes Stirnblatt und große Spornen, wo möglich von Silber. Er geht in den erwähnten Laden, wo er leicht für die ganze Ausrüstung Credit erhält, — und wird

augenblicklich ein Leibeigener; er kann seine Schuld nie bezahlen, oder, wenn er auch die obengenannten Gegenstände bezahlt, so bleibt er dagegen andere und selbst unentbehrliche Dinge schuldig, die er nur in diesem Laden und nirgend anders erhalten kann. So kommt er endlich in jenes Schuldverhältniß, durch welches er eben so sehr an die Scholle gefesselt wird, wie ein Englischer Leibeigene zur Zeit der ersten Normännischen Könige. Es ist nutzlos zu fliehen und eine andere Heimath und einen andern Patron zu suchen; er kann mit Gewißheit darauf rechnen, daß er wieder eingefangen, zurückgebracht und streng bestraft wird, während die Kosten seiner Einfangung noch überdies seiner ursprünglichen Schuld beigerechnet werden. Er ist vollständig und in jeder Hinsicht an die Scholle gebunden, und geht das Besizthum auf Erben über, so vererbt auf Diese auch die Schuld; selbst wenn die Hazienda verkauft, an Fremde verkauft wird, kann die Schuld mit derselben verkauft werden, und der Schuldner ist unter solchen Umständen Nichts als ein Leibeigener von etwas besserer Art. Unter den tausend Leuten, die bereit waren, meines Freundes Befehl Gehorsam zu leisten, befanden sich kaum zwölf schuldenfreie, — sie hatten sich im vollen Sinne des Wortes verkauft. Viele Leute wissen sich allerdings von dieser Abhängigkeit frei zu halten, und die Bewohner der Städte und die „Squatters“ in den wildern Theilen des Landes kennen diesen Druck nur dem Namen nach; aber Chile's Unabhängigkeit wurde nicht durch Krämer und durch die Bewohner der Städte, sondern eben durch jene von ihren Grundherren hierzu aufgereizten und angetriebenen „Guassos“ errungen. Nach ihrem Siege kehrten sie ruhig und geduldig in ihr Joch zurück, das allerdings in den meisten Fällen ein sehr leichtes, aber doch immer ein Joch ist. Selbst die höhern Klassen der Abhänglinge, wie Majordomos, Oberhirten, sind fast immer dem Schuldbuch ihrer Patrone verfallen; und dennoch leben Patron und Peon, Herr und Diener, unter diesem fast vollständigen Feudalsystem in ziemlich freundschaftlichem Verhältnisse. Der Eigenthümer einer großen Besizung hält es nicht unter seiner Würde, wenn er auf dem Lande ist, täglich mehrere Stunden hinter dem Zehlfisch seines Kramladens zu sitzen, und Band und Kaliko abzumessen, so wie Nadeln, Sättel und Spornen zu verkaufen, und viele dieser Eigenthümer sammeln sich durch strenge Sparsamkeit ein ungeheures Vermögen, denn ich habe keinen Besizer eines größern Gutes kennen gelernt; der sein Einkommen auch nur halb verbraucht hätte.“

Die größte Aufmerksamkeit verwendet der Reisende auf die Eigenthümlichkeiten der Thier- und Pflanzenwelt. Unter den zahlreichen Schilderungen wählen wir die kleinste, welche den Zweck hat, das ziemlich allgemein herrschende Vorurtheil zu widerlegen, als ob der Strauß mit einer gegen alle Regeln der Thierwelt verstoßenden Anomalie seine Jungen dem eigenen Schicksale überlasse. „Der Strauß baut ein großes Nest auf dem Boden und zieht allmählich das Gras nieder, so daß man den Bau erst bemerkt, wenn man sich in dessen unmittelbarer Nähe befindet. Das Weibchen legt drei oder vier Eier, eines davon trägt es eine Strecke weit von dem Neste hinweg, und überläßt es seinem Schicksale. Dieses einsame verlassene Ei ist es, das man häufig gefunden, und das zu der Ansicht Veranlassung gegeben, daß die Straußin ihre Eier der Vorsehung überlasse. Die Wahrheit von der Sache ist, daß das Weibchen den größten Theil der Nacht auf seinen Eiern sitzt, und daß für einen großen Theil des Tages das Männchen dasselbe thut. Man wird nun fragen, zu welchem Zwecke jenes einzelne Ei von den übrigen abge sondert werde. Der Zweck dieses Eies giebt einen schönen Beweis von der Vorsicht

und Fürsorge dieses Vogels. Einige Tage vor der Ausbrütung geht der Strauß nach dem ausgelegten Eie, und spaltet es. Es wird augenblicklich von der blauen Schmeißfliege in Beschlag genommen, und wenn die jungen Strauße ihre Schale sprengen, ist es voll von Maden, worauf die Mutter ihre Zungen zu dem Eie führt, um ihnen die erste Mahlzeit zu bieten. Man wird bei einiger Erwägung leicht erkennen, daß ein neugeborner Strauß nicht gut unabhängig sein könnte; der erste Habicht oder Geier, der vorüberzöge, würde seinem Dasein ein Ende machen.“ —

Unter den Anekdoten, die uns die wunderbare Sittlichkeit dieser von der tropischen Sonne inficirten Abkömmlinge Europa's versinnlichen, wählen wir eine, deren Held ein Mann ist, dem bereits elf Mordthaten nachgewiesen waren, als er vor Gericht gezogen wurde, seine sonstigen, weniger offenkundigen Heldenthaten ganz ungerechnet. „Ein etwas höher gestellter Majordomo stand eines Abends an der Thür eines Landhauses, als jener Mann, mit welchem er bekannt war, zu ihm trat, und ein Gespräch mit ihm anknüpfte, in dessen Verlauf er ihm die Einzelheiten eines Mordes erzählte, den er vor kurzer Zeit verübt hatte. Der Majordomo war höchlich bestürzt und rief: „Das ist ja entsetzlich — wie kannst Du auf diese Weise an einem Menschen handeln, der Dich nie beleidigt hat?“ — „D, ich will Dir sagen, wie ich es gemacht habe. Ich sprach zu ihm: Amigo mio, Du hast mich geärgert, und damit zog ich mein Cuchillo hervor, und stieß es ihm in's Herz — so!“ Und seine Worte mit der That begleitend, stieß er dem Majordomo sein langes Messer in den Leib. Jedermann wußte, daß er die Mordthat begangen hatte, denn der Majordomo hatte, ehe er starb, noch Zeit, seinen Mörder zu bezeichnen; aber der Verbrecher blieb unverhaftet. Er hatte Freunde, die ihn eine Zeit lang verbargen, und die Sache wurde vergessen.“

Zum Schluß die Schilderung eines Peruanischen Stiergefechts. „Unter dem weiblichen Theile der Versammlung waren sehr viele Frauen vornehmen Standes, die sich aber nicht durch Pariser Tracht auszeichneten. Einige trugen die eng anschließende „Saya“ und Mantilla, unter welcher nur ein Auge sichtbar war (das jedoch oft genug eben so gefährlich werden konnte, wie nur irgend ein volles Paar); die Mehrzahl aber war in weitere Gewänder gekleidet, welchen jedoch ebenfalls die beliebte Mantilla beige-fügt war. Es kamen während des Schauspiels mehrere Frauen in unsre Loge, aber man konnte eben so wenig errathen, welchem Stande sie angehörten, als wahrnehmen, ob sie hübsch waren oder nicht. Das Alter ließ sich ungefähr an den Händen erkennen, das eine glänzende Auge aber brachte Einen in Verlegenheit.

Eine Peruanische Arena ist nicht frei und eben wie eine Spanische. Es befinden sich in der Mitte fünf starke Pfähle, die eine Art Kreuz bilden und deren Zwischenräume soweit mit starken Palissaden ausgefüllt sind, daß zwar ein Mann, nicht aber ein Stier hindurch kann. Als die Trompeten ertönten, erschienen die Stierfechter zu Pferde und zu Fuß in Proceßion auf dem Kampfsplatze, und zogen, nachdem sie den Gouverneur begrüßt hatten, auf der Arena herum. Sie trugen nicht die schöne Majordracht der Andaluser, sondern mehr das Altspanische Costum mit Federhüten à la Henri quatre. Einer von den Reitern zog jedoch die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich; es war ein sehr kleiner Zwerg mit auffallend zierlichen Beinchen, und wir konnten uns nicht erklären, welchen Dienst er bei dem Kampfe zu verrichten hatte. Als jedoch der Zug endlich anhielt, hob einer der Fußkämpfer den Zwerg von seinem Pferde, das unter allen das größte war, und setzte ihn in ein auf dem Kampfsplatze angebrachtes Loch,

das wir bis jetzt nicht bemerkt hatten. Der Umfang dieses Loches war gerade groß genug, daß es den Zwerg aufnehmen konnte; die Tiefe war etwas beträchtlicher, und auf der einen Seite des Innern hing senkrecht eine kleine Leiter. Von dem Zwerge war nur noch der Kopf und der Hut zu sehen, auf welchem ein ungeheurer Busch von rothen und gelben Federn prangte.

Die ganze Schaar zerstreute sich hierauf, und erwartete das Hervorstürzen des ersten Stieres, während sich die „Banderillos“ oder Fußkämpfer hinter die in der Mitte befindliche Verschanzung zurückzogen. Die Stiere waren eben so wenig mit den Stieren der Spanischen Sierras zu vergleichen, wie Französische Pudels mit Englischen Bulldoggen; aber sie waren immer noch gefährlich genug und sehr wild, da sie in ihren Zwingern gereizt worden waren.

Die Trompeten ertönten aufs Neue; es öffneten sich die Flügel einer großen Pforte, aus welcher in demselben Augenblicke ein rother Stier hervorstürzte. Er wurde nicht gequält, sondern augenblicklich getödtet. Der „Picador“ trug einen kurzen Speer — der anders beschaffen war als der Spanische, denn dieser hat eigentlich nur einen scharfen Nagel an der Spitze, welcher kaum zwei Zoll tief eindringen kann — und stieß ihn dem Stiere unmittelbar hinter dem Rücken in den Leib; er hatte jedenfalls das Herz durchbohrt, denn das Thier sank todt zu Boden.

Dem nächsten Stier war nicht der Tod beschieden; er sollte nur von den Fußkämpfern gereizt und in Wuth gebracht werden — was eben nicht sehr gefährlich war, weil sich die Leute jeden Augenblick hinter ihre Verschanzungen zurückziehen konnten. Etwas aber war bei diesem Schauspiel wirklich im höchsten Grade komisch. Der Stier befand sich, nachdem er hinreichend gereizt worden war, nahe bei dem mit seinem prächtigen Federbusch geschmückten Kopfe des Zwerges. Sein Erstaunen war höchst belustigend; er schnaute, brüllte, scharrte den Boden auf, und machte endlich einen wüthenden Angriff auf das aus dem Boden hervorstehende buntgeschmückte Haupt; aber dieses verschwand in demselben Augenblicke, wo der Stier sich in Bewegung setzte, und kam nach einer Weile zum großen Erstaunen des wüthenden Thieres wieder zum Vorschein. Es erfolgte ein zweiter noch verzweifelter Angriff, und abermals verkroch sich der Zwerg unter dem lauten Gelächter aller Versammelten in seine Höhle. Der Stier kehrte mehrmals zurück, um seinen Angriff zu erneuern, und sein Erstaunen war wirklich überaus komisch, als der Zwerg jedes Mal wieder in die Tiefe seines Verstecks versank. Nach diesen Spielereien trieb man den Stier wieder hinaus, und dasselbe komische Schauspiel wurde hierauf während der folgenden blutigeren Stierkämpfe noch mehrmals wiederholt.

Es erschien jetzt zunächst ein Neger mit einem ungeheuren langen dicken Speer, an welchem eine Schlinge befestigt war. Ungefähr zwanzig Schritte von der Pforte, aus welcher die Stiere hervorstürzten, und unsrem Plaze unmittelbar gegenüber, wurde ein großer viereckiger Holzblock auf den Boden gelegt. Der Neger setzte das Ende des Speeres vor dem Holzblocke auf den Boden, stemmte sein Knie darauf, um den Speer festzuhalten, und gab der Spitze, indem er die Schlinge um seine Schultern warf, die gehörige Richtung, so daß sie der Thür unmittelbar gegenüberstand, denn der Stier sollte sich mit der ganzen Kraft seines eignen Ungestüms den Speer mitten in die Stirn rennen. Dies war ein Kunststück, durch welches der Neger sich schon häufig ausgezeichnet hatte; diesmal aber mißlang es ihm. Die Trompeten schmetterten, das Thor öffnete sich, und der hervorbrechende Stier stürzte sich wüthend auf den Neger;

aber der Speer verfehlte sein Ziel, und der Neger wurde völlig betäubt und besinnungslos von dem Kampfplatze hinweggetragen, nachdem die Fußkämpfer das wüthende Thier davon gejagt hatten. Da dieser Stier auserwählt war, getödtet zu werden, so erlegte ihn der Matador mit großer Gewandtheit, aber nicht in der ritterlichen Weise, mit welcher ein Altspanischer „Platero“ zu Werke gegangen sein würde. Der letzte Kampf — zwischen einem der Kämpfer und einem Stiere — war die vollendetste Schaustellung von Kaltblütigkeit und Gewandtheit, die ich je gesehen habe. Es wurde ein großer schwarzer Stier herausgelassen, welchem, nachdem er mehrmals in dem Kreise herumgelaufen war und verschiedene Angriffe auf den Kopf des Zwerges gemacht hatte, ein riesenhafter kräftiger Neger entgegen trat, der nur einen kleinen rothen Mantel am linken Arme, und in der rechten Hand ein ungefähr einen Fuß langes Messer trug. Der wirklich außerordentliche Kampf nahm hierauf seinen Anfang. Der Stier stürzte sich auf den Neger, worauf dieser auf die Seite sprang, das Thier unter seinem mit dem rothen Mantel umschlungenen Arme hinweglaufen ließ und ihm dabei das Messer in den Hals stieß; der Stier drehte sich um, unternahm einen zweiten Angriff, und wurde auf dieselbe Weise empfangen und mit einer zweiten tiefen Wunde abgefertigt. Es erfolgte Angriff auf Angriff von Seiten des Stieres, aber es wurde ihnen von dem Neger stets mit derselben Kaltblütigkeit und Geschicklichkeit begegnet. Die Absicht des Negers war, mit seinem Messer das Mark des Genicks zu treffen, aber dies ist, so lange sich der Stier in Bewegung befindet, ein Ding der Unmöglichkeit, oder, wenn es gelingt, ein reiner Zufall. Der Kampf zwischen diesen zwei schwarzen Streitern dauerte fast eine Viertelstunde, und der Neger war mehrmals in nicht geringer Gefahr; endlich aber war der Stier hinreichend eingeschüchtert, und nun wurde der Neger der angreifende Theil. Er schlich sich vorsichtig an den Kopf des Thieres, und stieß sein Messer in das Mark des Genicks. Der Stier war todt, ehe er zu Boden sank.“

Neue Gedichte.

Poetische Schriften von R. Hirsch. Zwei Bände. Wien, Jasper, Hügel und Manz.

Friedrichsrede. Ein Gedenkbuch für das Deutsche Volk, herausgegeben von Hensel. Posen, Merzbach.

Erwachen. Siebzehn Gedichte von Hugo le Juge. Berlin, Stühr's Sortimentshandlung.

Lieder von U. T. Meyer. Bonn, Wittmann.

Lebensfrühling. Gedichte für die Jugend, von Carl Enslin. Zweite Auflage. Leipzig, Brandstetter.

Die erste Sammlung enthält Sonette, Lieder, Balladen, Romanzen u. s. w. in der gewöhnlichen Art. Das Bemerkenswerthe darin ist aber die Abtheilung, welche „Soldatenpiegel“ überschrieben ist, und deren erste Auflage zum Besten der Bewundern der Oestreichisch-Italienischen Armee einen Ertrag von beinahe 11,000 Fl. C. M. geliefert hat. Sie ist bemerkenswerth wegen ihres Inhalts. Das Gefühl der Loyalität, welches in der neuern Oestreichischen Poesie überhaupt die Hauptrolle spielt, steigert sich in derselben bis zu einem Grade, daß man anfangen muß, um den Verstand des Publicums, welches sich an dergleichen erbaut, besorgt zu werden. Ich will hier auf die einfachen Ausbrüche der Begeisterung für diesen oder jenen Oestreichischen